

Können Sie unseren Leser*innen und Zuhörer*innen etwas zu ihrem biografischen Rahmen erzählen und wie Sie den Beginn Ihrer Krankheit und ihre ersten praktischen Schritte in das veränderte Leben getan haben?

Polio – Kinderklinik - Isolierstation

Ich bin im September 1956 im Alter von sieben Jahren an Polio erkrankt. Es war kurz nach einer Masernerkrankung, ich war nicht geimpft, denn die Schluckimpfung gab es noch nicht. Ich wurde in die Kinderklinik in Karlsruhe eingeliefert und lag dort erst einmal viele Wochen auf der Isolierstation. Die Lähmung schritt immer weiter fort. Zunächst war das rechte Bein gelähmt und dann ging das schleichend bis zu der Situation, dass praktisch nur noch der Kopf beweglich war. Und ich durfte keinen Besuch empfangen. Meine Eltern durften nur durch ein Bullauge in der Tür schauen. Ich bin überzeugt, dass ich das relativ unbeschadet überstanden habe, hing damit zusammen, dass ich schon lesen konnte. Ich war in der zweiten Klasse. Die Hälfte der zweiten Klasse war schon um. Ich habe also praktisch immer gelesen, gelesen, gelesen. Und mir meine eigene Welt geschaffen. Nach langer Zeit kam ich in ein Zimmer mit vielen anderen Kindern und an Weihnachten durfte ich dann zum ersten Mal auch wieder Besuch von meinen Eltern erhalten. Ich weiß gar nicht mehr genau, wann ich entlassen worden bin. Aber ich wurde aus Karlsruhe in einem Zustand entlassen, dass mich meine Eltern nur rumtragen konnten. Beide Beine waren gelähmt. Und die Situation war auch insofern schwierig, als meine Eltern, die Bauern waren damals, nach einem Vierteljahr aus der Krankenkasse ausgesteuert wurden, und alle weiteren Schritte, die sich um mich drehen mussten, selbst zu finanzieren waren. Trotzdem haben sich meine Eltern von Anfang an mit der Situation so auseinandergesetzt, dass es für sie wichtig war, komme was da wolle, dass ich selbstständig werden muss. Und deshalb haben sie mich dann nach Heidelberg-Schlierbach in die orthopädische Klinik gebracht. Dort wurde ich im Laufe der Zeit mit Orthesen, Beinschienen versorgt. Und ich bekam Gehstützen und konnte mich damit selbst fortbewegen. Das war natürlich ein unheimlich großer Schritt. Ich bekam dann im Laufe der Jahre, so bis ich elf war, immer wieder Behandlungen in verschiedenen Instituten. Meine Eltern haben da wirklich nicht locker gelassen und viel Geld in die Hand genommen, um mir Besserung zu verschaffen. Meine Mutter hat immer gedacht, sie müsste das zwingen. Das muss doch wieder werden. Und es ist auch so bei Polio, die

Lähmungen können sich auch zurück entwickeln. Das war auch bei mir bis zu einem gewissen Grad so. Man kann sagen, dass es während der ersten beiden Jahre, nachdem die Krankheit ausgebrochen ist, Besserung geben kann. Bei mir verbesserte sich das so weit, dass zwar beide Beine nach wie vor gelähmt sind, dass aber meine Arme voll funktionstüchtig sind und dass ich sitzen kann. Allerdings kann ich nicht frei stehen oder ohne Stützen gehen. Heute trage ich eben eine Beinschiene und wenn es härter kommt, auch eine zweite. Jedenfalls war die Versorgung mit den Schienen der Schritt wieder ins Leben zurück. Und dadurch konnte ich auch wieder in der Schule eingegliedert werden. Ich besuchte damals ja die Volksschule, die sich zum Glück direkt neben meinem Elternhaus befand. Ich komme aus einem kleinen Dorf in der Südpfalz. Wir hatten eine Zwergschule, vier Klassen in einem Raum. Es war also kein Problem, die Schule zu besuchen. Die Lehrerin nahm mich damals einfach auf den Rücken und trug mich hoch ins Klassenzimmer. Schwieriger wurde es dann mit der fünften bis achten Klasse, weil diese Schule im Nachbardorf war. Die Schüler waren aus zwei Ortschaften zusammengefasst. Auch da fanden meine Eltern Lösungen und haben sich dann eben ein Auto gekauft, was in den fünfziger Jahren noch eine Besonderheit war. Aber es gab eben keine andere Möglichkeit. Morgens haben sie mich hingebacht. Mittags bin ich nach Hause gelaufen. Die Schule lag einen Kilometer entfernt. Diese Entfernung konnte ich schon bewältigen, obwohl ich im Vergleich ein schwerer Fall von Polio war. Bei manchen verläuft die Krankheit weniger schwer, sodass praktisch kaum etwas zurückbleibt oder man ein bisschen hinkt oder ein Bein nicht mehr so richtig mitwächst.

Ich habe rutschend und kniend mit gemacht auf dem Bauernhof

Meine Eltern haben einfach daran gearbeitet, mich selbstständig aufwachsen zu lassen. Und in der Landwirtschaft ist es zu der Zeit, wahrscheinlich heute auch noch, nichts Besonderes gewesen, dass Kinder mithelfen. Auch ich musste mithelfen bei allem, was eben so ging. Also was weiß ich, Kartoffeln aufsammeln auf dem Acker, bei der Weinlese mithelfen, was die anderen in der Hocke gemacht haben, habe ich halt kniend, rutschend mitgemacht. Und zunehmend wurde der gesamte Haushalt mein Metier. So ab zwölf war das also mein tägliches Geschäft. Meine Eltern mussten wieder auf das Feld und ich habe dann eben nach der Schule die Küche saubergemacht und samstags das Haus geputzt, wie das so üblich war. Das hat mir zwar als Kind natürlich nicht immer gefallen, das muss ich sagen. Aber im Nachhinein habe ich festgestellt, dass das doch der richtige Weg war.

Denn ich hatte so das Gefühl, dass es im Prinzip nichts gibt, was ich nicht kann. Und das war für meine spätere Entwicklung wichtig. Wegen der örtlichen Gegebenheiten konnte ich keine höhere Schule besuchen, doch als ich mit der Volksschule fertig war, bin ich in ein Internat im Schwarzwald gekommen, um eine Handelsschule zu besuchen.

Eine Exotin in der Schule

Wie ist es Ihnen mit den anderen Kindern in der Schule ergangen? Hatten Sie genügend soziale Kontakte?

Also das war so. Vor meiner Krankheit war ich ein sehr wildes, aktives Kind und hatte viele Freundinnen. Als ich nach dem ersten Krankenhausaufenthalt dann wieder in der Schule ankam, war ich natürlich schon so etwas wie eine Exotin. Als ich dann die Beinschienen hatte und damit rumlaufen konnte, hatte ich schon Kontakt zu den früheren Freundinnen. Aber das reduzierte sich natürlich doch erheblich. Und dadurch, dass ich meine häuslichen Pflichten hatte, habe ich jetzt nicht täglich nachmittags Kontakt zu den anderen Kindern gehabt. Manche kamen zu mir, haben mich besucht. Ich fühlte mich nicht diskriminiert. Es war halt eine veränderte Situation und damit bin ich umgegangen. Aber wie es meine Freundinnen empfunden haben, das habe ich im Prinzip eigentlich nie versucht rauszukriegen. Ich hatte also die Freundinnen nach wie vor. Aber der Kontakt war eben nicht mehr so intensiv. Es gab eine Situation, die schon etwas schwieriger war. Da war ich schon in der achten Klasse und es sollte ein Ausflug in den Schwarzwald stattfinden. Das war überhaupt die einzige Reise, an die ich mich erinnern kann, die geplant war. Es sollte ein Tagesausflug sein. Ich hätte das erst mal gar nicht so mitgekriegt, aber da haben wohl einige Schüler gesagt, na, wenn ich da mitkomme, dann würden sie nicht mitkommen. Denn dann könne man ja gar nichts machen. Und da fand ich den Lehrer dann doch sehr stark, weil der sagte, entweder wir reisen alle oder wir reisen gar nicht. Ihm war zu Ohren gekommen, dass es Protest gab. Und dann war er da ganz konsequent. Die Reise fand nicht statt.

Wie gesagt, meine Eltern haben sich bemüht, dass es nach der Volksschule weitergehen konnte. Ursprünglich sollte ich nach Heidelberg kommen. Der orthopädischen Klinik angeschlossen war ein Heim, in dem Jugendliche zur Näherin ausgebildet werden konnten. Ich weiß nicht mehr, welche Berufe man noch ergreifen konnte, aber es gab auch vier Plätze für Handelsschulbesucher*innen. Dort hatten mich meine Eltern angemeldet.

Denn das Heim war spezialisiert auf behinderte junge Leute. Im Prinzip war ich die Erste, die für den Handelsschulzweig angemeldet worden war. Doch das Schuljahr ging allmählich zu Ende und wir hörten nichts. Und als mein Vater dann anrief und sagte, was denn nun eigentlich sei, er müsse jetzt mal Klarheit haben, hieß es, ja, das täte ihnen leid, aber ich sei nun evangelisch und das Heim katholisch, von Nonnen geführt. Sie hätten so viele Anmeldungen von Katholiken, deswegen könnten sie mich nicht berücksichtigen.

In welchem Jahr war das?

Das war 1964. Und ich muss sagen, dass ich darüber, meine Eltern weniger, absolut glücklich war. Denn als wir uns in diesem Heim angemeldet haben, von dem aus man zur Handelsschule in Heidelberg gebracht worden wäre, war es um die Mittagszeit. Hier muss ich vorwegschicken, dass ich ja bisher, abgesehen von den Krankenhausaufenthalten, immer die Einzige in meinem Umfeld mit einer Behinderung war. Und weil ich das Gefühl hatte, dass mir, außer dass ich nicht rennen oder nicht mehr so Rad fahren kann, nichts fehlt, habe ich meine Behinderung gar nicht so dramatisch empfunden. Aber als ich dann in dieses Heim kam zur Besichtigung und so eine große Zahl von jungen Leuten gesehen habe mit allen möglichen Behinderungen, da wurde mir meine eigene Behinderung viel stärker ins Bewusstsein gerückt. Deshalb wollte ich dort nicht hin, habe das aber meinen Eltern nicht gesagt, um ihnen nicht noch mehr Sorgen zu machen. Aber deswegen war ich wirklich unheimlich froh, als das nichts wurde. Mein Vater hatte sich aber schon einmal im Vorfeld informiert, was es sonst so gibt. Und dabei ist er auf eine private Handelsschule im Schwarzwald gestoßen, in Calw. Dort hat er angerufen und gefragt, ob die Handelsschule auch behinderte Schüler*innen nehmen würde. Die Schulleitung sagte, sie hätten keine Erfahrung damit, aber das Kind solle mal kommen, wenn es sich die Wege zutraue, könne man es versuchen. Wir sind dann hingefahren und ich fand die Schule ganz toll. Es war nicht alles in einem Haus untergebracht. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, ich war damals sehr mutig. Ich hatte aber keine Ahnung, wie das Wetter im Winter im Schwarzwald ist, hoher Schnee und so weiter. Und der Weg vom Mädcheninternat zum Schulgebäude war auch ziemlich weit. Das Gebäude lag auch am Berg und es gab viele Treppen. Aber ich fand das Ambiente einfach sehr sympathisch und sagte mir, das schaffe ich. Man hat mich aufgenommen und die Aufnahmeprüfung habe ich bestanden. Mir kam aber entgegen, dass es an dieser Schule einen Zweig Höhere Handelsschule gab und zwar speziell für Leute, die sich im Kfz-Gewerbe betätigen wollten. Und das waren überwiegend junge Männer, die Autos hatten. Denen wurde gestattet, wenn sie mich zur

Schule fahren, bis zum Schuleingang fahren zu können. Denn es gab außer dem Weg über die Treppen natürlich auch noch ein Fahrweg hinauf. Ja, und dann war das eigentlich sehr begehrt, mich dahin zu bringen.

Jemand der nicht gehen kann, können wir nicht brauchen.

Ein ganz schönes Erlebnis. Wie hat sich der Handelsschulbesuch weiter entfaltet?

Ich habe dann zwei Jahre diese Handelsschule besucht. Das war für mich eine sehr schöne Erfahrung und ich war die einzige Behinderte. Ich bin sehr gut aufgenommen worden. Ich stehe noch heute mit ehemaligen Schulkameraden in Kontakt. Ja und dann ging es darum, was ich danach mache. Mein Vater hatte sich schon in weiser Voraussicht überlegt, dass, wenn ich irgendwo Arbeit finden könnte, dies vielleicht in Landau sein könne. Das ist die nächst größere Stadt. Deshalb hat er schon 1965 die Landwirtschaft zurückgefahren, auf Nebenerwerbsbasis. Er hat sich in Landau eine Arbeit gesucht, um mich morgens mitnehmen zu können. Und als die Schule sich dem Ende näherte, haben meine Eltern schon mal ihre Fühler ausgestreckt, was für mich denn beruflich in Frage kommen könnte. Und hier taten sich zum ersten Mal wirkliche Hürden auf. Heute besteht bei gleicher Qualifikation für behinderte Menschen durchaus eine realistische Chance auf einen Arbeitsplatz, das war damals noch anders. Meine Eltern dachten zum Beispiel, dass das Versorgungsamt, was ja für behinderte Menschen zuständig ist, ein potenzieller Arbeitgeber für mich sein könnte. Das Versorgungsamt antwortete: „Jemanden, der nicht gehen kann, also eine Gehbehinderung hat, könnten sie nicht gebrauchen, weil er die Akten nicht transportieren könne.“ So war eine Einstellung nicht möglich. Meine Eltern waren geschockt. Sie versuchten es noch bei einem Gericht, aber es wurde ähnlich argumentiert.

Wie hat sich die anscheinend ausweglose Situation aufgelöst, und wie haben Sie sich dabei gefühlt?

1966 - beruflicher Einstieg

Also das war 1966. Meine Mutter sah zum ersten Mal die Grenzen für mich. Bisher ging immer alles gut. Ich hatte mich gut entwickelt, es lief alles. Nach den Absagen bekam sie eine Herzattacke. Und mein Vater, der auf seiner Arbeitsstelle beim Kaufhof in Landau nie ein Tag gefehlt hatte, konnte an diesem Tag nicht zur Arbeit gehen. Am darauffolgenden Tag fragten natürlich seine Arbeitskollegen, was passiert sei. Und dann erzählte er, dass sie für ihre behinderte Tochter auf der Suche nach einer Arbeit seien, aber es nur Absagen gebe. Eine Kollegin meines Vaters sagte, dass sie sich mal umhören würde. Sie hatte einen Freund, der Autohändler in Landau war, den wollte sie fragen, ob der nicht für mich Arbeit hätte. Dieser Freund war Chef des Autohauses Zotz in Landau, VW-Händler. Er kam noch am selben Abend mit ihr zu meinen Eltern. Ich war ja noch in Calw im Internat. Er wollte ein Foto von mir sehen und sagte dann, „die nehme ich“, ohne mich gesehen oder persönlich kennengelernt zu haben.

Wie sind Sie und Ihre Eltern mit der Ablehnung und der positiven Wendung, diesem zentralen Erlebnis, umgegangen?

Ferienfahrschule und mein erstes umgebautes Auto

Für meine Eltern war das wirklich ein einschneidendes Erlebnis. Ich habe dann am 1. April 1966 angefangen und eine sehr angenehme Arbeitsatmosphäre vorgefunden. Ich habe mich schnell in die Buchführung hineingearbeitet. Meine Eltern vermittelten mir das Gefühl, dass sie und auch ich sozusagen ewig dankbar sein müssten, weil Herr Zotz mich eingestellt hatte. Deshalb haben sie mir vermittelt: „Du musst dein Bestes geben und wenn die Arbeit in der Woche nicht zu schaffen ist, dann fährst du natürlich aus samstags hin.“ Und so machte ich es dann auch. Anfangs hat mich mein Vater morgens am Autohaus abgeliefert und nachmittags oder gegen Abend wieder abgeholt. Und als ich 18 war, 1967, habe ich dann den Führerschein gemacht. Ich saß ja auch an der Quelle. Den Führerschein hatte ich im Schwarzwald gemacht, in einer Ferienfahrschule, die behindertengerecht umgebaute Autos hatte, denn ich konnte ja die Pedale nicht mit dem Fuß bedienen. Deswegen brauchte ich ein Auto, das auf Handbetrieb umgestellt war. Ja, auch das ging wieder gut. Man braucht immer unkonventionelle Leute, muss ich dazu sagen. Denn damals gab es noch keine automatischen Getriebe. Man musste also

kuppeln, bremsen und schalten und so weiter. Und die Kupplung, die habe ich einfach mit der Hand nicht bedienen können. Dann hat mein Fahrlehrer kurzerhand seinen Gürtel genommen und mir mein Bein, das linke Bein, auf die Kupplung gebunden. Denn drücken oder loslassen, das konnte ich. Aber eben nicht den Fuß auf das Kupplungspedal hoch- oder runterheben. Und mit dieser Lösung habe ich auch die Prüfung gemacht. Der Prüfer war auch unkonventionell, muss ich sagen. Man musste auch Glück haben, an die entsprechenden Leute zu geraten, die nicht so ganz verbohrte sind. Allerdings wusste der Prüfer damals schon, dass VW bei der neuen Serie ab Herbst den ersten Automatik-Käfer herausbringen würde. Ja und dann habe ich mich also gleich für diesen Käfer angemeldet und bin ab Herbst 1967 selbstständig Auto gefahren.

Ich verdiente sehr wenig Geld, was nichts Besonderes war, aber es war klar, dass ich mit diesem Gehalt im Leben nicht selbstständig werden konnte. Ich wollte aber ein selbstbestimmtes Leben führen, das hieß, z.B. nicht immer bei meinen Eltern wohnen zu bleiben. 1968 wurde in Bad Bergzabern im Rahmen des 2. Bildungsweges ein Vorbereitungskurs für das Kolleg eingerichtet. In Speyer gab es schon ein Kolleg, auf dem man das Abitur nachholen konnte. Und für diesen ersten Kurs habe ich mich gleich angemeldet und dann zwei Jahre die Abendschule besucht. Ich hatte ja die Mittlere Reife schon, aber wir hatten in der Handelsschule keine naturwissenschaftlichen Fächer. Und deswegen habe ich also zwei Jahre abends nach der Arbeit in Bergzabern am Gymnasium den Vorbereitungskurs besucht. Ab 1970 bin ich dann nach Speyer ins Kolleg gegangen und habe dort im Dezember 1972 das Abitur gemacht.

Während dieser Zeit lernte ich meinen Mann kennen. Zum ersten Mal in meinem Leben führte ich ein ganz anderes Leben, eines, das einem jungen Menschen entsprach. Ich konnte wirklich selbstbestimmt leben und auch das Jungsein genießen.

Welche Interessen haben Sie damals neu entdeckt und welchen sind Sie nachgegangen?

Ich wurde z.B. das erste Mal mit Pop-Musik konfrontiert. Was damals ja üblich war. Oder ich fuhr spontan am Abend in einen Jazzclub nach Heidelberg. Vorher hatte ich in meinem ganzen Leben so etwas nicht betreten. Ich bin schon immer mit der sogenannten Hochkultur in Kontakt gewesen, darauf wurde im Internat und im Elternhaus Wert gelegt. Die Jugendkultur war mir aber bis dahin fremd. Zur Zeit der 68-er Bewegung bin ich auch politisiert worden, insbesondere in der Schule. Ich war mit Troztkisten in Kontakt, bin

spontan nach Amsterdam gefahren usw.

Ich wollte aus dem Dorf heraus

Insoweit sind Sie in eine lebendige Zeit reingewachsen.

Ich dachte schon, ich hocke da in der Provinz und in Berlin und sonst wo tobt das Leben und ich habe daran gar keinen Anteil. Das löste in mir einen Antrieb aus, dass ich aus dem Dorf raus wollte. Außerdem gab es natürlich auch so Engstirnigkeiten auf dem Dorf. Ich werde nicht vergessen, als ich den Führerschein gemacht hatte und zum ersten Mal mit dem Auto durchs Dorf fuhr, dass es damals hämische Bemerkungen gab. „Wie soll das gehen, dass eine wie die Auto fährt.“ Diese Engstirnigkeit hat mich schon gestört und verletzt.

Meine Eltern waren wichtig

Haben Sie das Gefühl, dass Sie selber die Entscheidung für den 2. Bildungsweg getroffen haben oder denken Sie auch, dass die Begleitung Ihrer Eltern gewissermaßen auch Wegbereiter war?

Mit Sicherheit. Meine Eltern haben das ja auch total unterstützt. Ich bin gar nicht mehr sicher, ob ich das zuerst gelesen habe oder meine Eltern mit dem 2. Bildungsweg. Jedenfalls, als ich den Wunsch hatte, das zu machen, haben sie mich in jeder Hinsicht unterstützt. Ich werde nie vergessen, wie meine Mutter abends, wenn ich von der Arbeit kam und die Zeit häufig zu knapp war, um auszusteigen, da ich wieder in die Abendschule musste, mir das Essen an das Auto brachte, damit ich wenigstens was essen konnte, um dann weiterfahren zu können. Denn der Unterricht ging dann bis 22.00 Uhr. Am Wochenende waren Hausaufgaben angesagt. Die konnte man ja unter der Woche gar nicht mehr bewältigen. Meine Eltern haben das sehr unterstützt und weil ich nie das Gefühl hatte, dass ich große Defizite hatte, habe ich auch nicht daran gezweifelt, dass ich das bewältigen könnte.

Meine Mutter war willensstark, mein Vater ein sanfter Typ

Woher kam dieser energetische Wille in Ihnen?

Meine Mutter war eine sehr willensstarke Frau. Mein Vater war eher der sanftere Typ. Der hat eher gebetet, dass alles gut werden möge. Meine Mutter war die Tatkräftige. Wenn die abends aus dem Stall kam, dann ging es los. Sie machte Gymnastik mit mir. Sie wollte sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden. Und das habe ich dann auch für mich so übernommen. Dass ich einfach dachte, „ich werde ein ganz normales Leben führen.“ Ich würde heiraten usw. Die Speyer Kolleg – Zeit steht für politisches Engagement, meine erste Klassensprecherinnen-Zeit. Das alles wollte ich mitnehmen.

Ich habe meine Behinderung nicht als Strafe verstanden

Was würden Sie körperbehinderten oder behinderten Schüler*innen aus dieser Erfahrungszeit gewissermaßen als Tipp oder Leitsatz mitgeben, im Sinne der Ermutigung?

Ja, dass man die eigene Behinderung nicht so pflegt. Ich habe das später im Berufsleben gemerkt, es gab ja immer wieder Leute, die irgendwas hatten. Manche sichtbar, manche weniger sichtbar. Und diejenigen, die das so vor sich hertragen, die haben es immer schwer. Ich habe sozusagen einen Umgang mit meiner Behinderung gefunden, sodass ich mit ihr im Reinen war. Es hat keine Rolle gespielt für mich. Natürlich kostet es auch Kraft, sicher. Aber das ist mir nicht so bewusst gewesen. Und dass man sozusagen einen Weg findet, das zu akzeptieren, glaube ich, das ist das Wichtigste. Man kann es ja ohnehin nichts ändern. Auch wenn man ständig mit dem Schicksal hadert. Es gibt Leute, die haben früher gesagt, mein Gott, dass du so bestraft worden bist. Dann sage ich, wieso bestraft? Ich habe das nicht als Strafe empfunden und aus heutiger Sicht muss ich sagen, wenn ich sehe, was, das hört sich jetzt vielleicht überheblich an, aber wenn ich sehe, was die anderen aus meinem Heimatdorf aus ihrem Leben gemacht haben und was ich daraus gemacht habe, dann muss ich sagen, die Krankheit war für mich eine Chance. Ich wäre wahrscheinlich sonst gar nicht auf die Idee gekommen, da auszubrechen und meinen eigenen Weg zu finden. Ich bin die Einzige, die das Abitur gemacht hat. Die Einzige, die

studiert hat. Die Einzige aus meinem Jahrgang, die so gesehen auch Karriere gemacht hat, indem ich stellvertretende Schulleiterin eines Berliner Gymnasiums geworden bin.

Mit Mann von Mainz nach Berlin

Wie haben Sie Ihr Studium in Mainz und Berlin erlebt?

In Mainz habe ich das Studium begonnen und in Berlin weiter studiert. Eigentlich wollte ich von Anfang an nach Berlin. Dann habe ich aber 1972, als ich noch am Kolleg war, meinen Mann kennengelernt. Und an dem Tag, als ich ihn kennenlernte, hatte er gerade in Landau die Aufnahmeprüfung für den 2. Bildungsweg, für einen ähnlichen Kurs wie ich ihn in Bergzabern gemacht hatte, bestanden. Er war zu der Zeit beim Gericht als Justizsekretär tätig. Naja, als sich dann herauskristallisierte, dass es was Festeres wird mit uns, hat er sich dann auch am Berlin-Kolleg beworben. Aber am Berlin Kolleg gab es damals keine Plätze, weil das eben sehr nachgefragt war, vorwiegend durch junge Männer, die nicht zur Bundeswehr wollten. Mein Mann hatte seine Bundeswehrzeit schon hinter sich. In Mainz gab es auch ein Kolleg. Und so ging er 73 aufs Ketteler Kolleg in Mainz. Und ich habe in Mainz an der Johannes-Gutenberg-Universität Deutsch, Geschichte und Politikwissenschaft studiert und das Grundstudium dort abgeschlossen, aber es war aber klar, wenn mein Mann das Abitur hat, würden wir zusammen nach Berlin gehen. Ich wurde dann 75 schwanger, im Juni 75 haben wir geheiratet. Unser Sohn wurde im Dezember 75 geboren. Dann, muss ich gestehen, war ich gar nicht mehr so scharf darauf, nach Berlin zu gehen, weil ich dachte: Oh Gott, diese große Stadt und alles wieder fremd.“ In Mainz hatte ich schon einen guten Freundeskreis aufgebaut. Und es gab noch mehr junge Frauen, die Kinder hatten. Da hätte man sich ganz gut arrangieren können. Aber mein Mann wollte am Berlin-Plan nicht rütteln. Und dann sind wir 01. April 1976 mit einem viertel Jahr alten Säugling nach Berlin umgezogen und er hat an der FU sein Studium begonnen. Germanistik und Philosophie. Ich habe dann mit Germanistik und Geschichte hier weitergemacht. Man konnte hier nur zwei Fächer auf Staatsexamen studieren. Und da habe ich mich dann auch zum ersten Mal festgelegt auf das Lehramt. Als ich das Studium begonnen habe, hatte ich noch andere Flausen im Kopf, muss ich sagen. Journalistin oder was auch immer, freischaffend wollte ich sein. Aber als wir dann das Kind hatten, dachte ich, ich muss jetzt auch etwas Stabiles machen, was auch

Sicherheit verspricht.

Wie haben Sie Arbeit und Erziehung eines Kleinkindes ohne Hilfe schaffen können?

Mit Kind ins Lehrerseminar

Gleich das erste Semester in Berlin war ein Streiksemester. Wir konnten das Studium selbst organisieren. Ich hatte ein Seminar belegt, für das wir Referatsthemen bekamen. Es hat sich dann eine Arbeitsgruppe gefunden und wir konnten uns immer bei mir treffen. Wir haben dann da unser Referat ausgearbeitet, und ich brauchte mich nicht um eine Betreuung zu kümmern. Das ging eigentlich wirklich ganz gut. Damals gab es ja noch keine Unikindergärten und um einen Krippenplatz haben wir uns auch gar nicht gekümmert. Jedenfalls haben wir es geschafft, das Kind immer abwechselnd zu betreuen. Und wenn es nicht ging, haben wir unser Kind einfach mitgenommen. Ja. Der war ganz oft in Seminaren dabei in einer Tragetasche oder dann im Buggy. Ich konnte ihn ja ohnehin nicht tragen.

Können Sie sagen, ob sich das auf Ihren Sohn ausgewirkt hat, diese Form der Sozialisation?

Mein Sohn ist Rapper

Na sagen wir mal so. Unser ältester Sohn ist bis heute sehr unkonventionell. Er wird jetzt 40. Er ist Rapper. Er macht Hip-Hop. Er ist DJ der Band „Trailerpark“ und arbeitet aber als zweites Standbein noch für eine Fernsehproduktionsfirma, die Live-Veranstaltungen überträgt.

Wie stehen Sie zu dieser Musik?

Na ja, am Anfang hat es mich schon Nerven gekostet, dass er keine bürgerliche Karriere anstrebt. Aber ich dachte dann irgendwann, ich muss dazu stehen. Ich wollte nicht das Verhältnis zu meinem Sohn dadurch gefährden, dass ich seinen Weg ablehne. Ich habe

erkannt, dass er tolle Texte schreiben kann. Er ist ein sehr hilfsbereiter Mensch. Wenn ich Hilfe brauche, ist er immer da.

Unser großer Sohn hat uns mit dem Kleinen unglaublich unterstützt. Vom ersten Tag an beim Wickeln und Baden, alles hat er gemacht. Und was sehr schön war, der Kleine ist in seinem Kreis nie das fünfte Rad am Wagen gewesen, sondern der Große und seine Freunde haben ihn immer so als Kleinen mitlaufen lassen. Sie haben ihn überall hin mitgenommen. Aber der ist trotzdem ganz anders. Er studiert ganz ernsthaft Politik und Volkswirtschaft und hat eine feste Freundin schon seit er 16 ist. Inzwischen die zweite Freundin, während der Große da so eher flatterig und nicht so bindungsbereit ist. Aber das Verhältnis der beiden Brüder ist sehr eng. Und wir haben untereinander ein sehr gutes Verhältnis und das war für mich wichtig.

Referendariatszeit

Wie sind Sie nach dem Studium als Lehrerin in das Berufsfeld eingestiegen?

Als ich das Studium abgeschlossen hatte, hatte ich das Gefühl, jetzt steht mir alles offen und dachte, ich könnte mich bis zum Beginn des Referendariats schon mal bewerben, um vorab in der Schule zu sehen, wie das hinhaut. Aber meine erste Erfahrung war ernüchternd. Ich war nach Kreuzberg zu einem Schulrat gegangen, den ich über die Kinder flüchtig kannte. Als ich ihm mein Begehren vortrug, sagte er, er könne die Verantwortung eigentlich nicht übernehmen. Wenn mir Schüler*innen die Stöcke wegziehen, dann würde ich ja stürzen. Das war für mich ein richtiger Nackenschlag, insbesondere, weil ich mir dachte, was muss in einem Kopf vorgehen, der als erstes daran denkt, dass mir Schüler die Stöcke wegziehen könnten. Das ist ja doch ziemlich perfide. Aber ich dachte, du darfst dich davon jetzt gar nicht so runterziehen lassen, und ich habe gleich den nächsten Versuch unternommen. Ich bin dann, damals wohnten wir in Moabit, zu einer Moabiter Schulrätin, die ich überhaupt nicht kannte. Und die ist mir ganz offen begegnet und hat mich dann tatsächlich auch ab Dezember 80 eingestellt als Schwangerschaftsvertretung in einer Grundschule. Und auch da, muss ich sagen, bin ich wieder wunderbar aufgenommen worden. Nach vier Wochen war ich in dieser Schule so integriert, als wäre ich schon ewig da. Und ich glaube, das hat damit zu tun, dass ich halt nicht ausstrahle, so hilfsbedürftig zu sein, sondern schon auch eine gewisse Souveränität

habe. Denn ich hatte auch mit den Eltern keine Probleme. Es gab nie Eltern, die gesagt haben, ja können Sie denn das. Und auch die Schüler haben mich akzeptiert. Und da habe ich auch gemerkt, wie wichtig für Schüler es zum Beispiel ist, mit Leuten wie mir Erfahrungen zu machen. Denn die nehmen ganz automatisch Rücksicht. Ja, auch die ganz Kleinen. Niemals hat mich ein Schüler angerempelt oder umgestoßen oder ist über meine Stöcke gestolpert oder so was. Sie haben immer gemerkt, dass man da ein bisschen aufpassen muss. Und die Türen aufgehalten oder so was, das war immer selbstverständlich.

Wenn Sie in die Klasse kamen - das erste Mal, haben Sie etwas zu Ihrer Behinderung gesagt?

„Ich bin immer offen in der Schule mit meiner Behinderung umgegangen“

Ich muss sagen, die Kinder gucken natürlich, aber ich bin von Anfang an immer offen mit meiner Behinderung umgegangen. Ich habe den Kindern immer gesagt, was ich habe und das haben die auch gut verstanden.

Die Schüler*innen sind offen mit mir umgegangen und ich hatte auch ein gutes Verhältnis zu den Eltern und den Kollegen. Eine Schwierigkeit gab es. Der Deutsch-Seminar-Leiter, der hatte schon das Gefühl, jemand wie ich gehöre da nicht hin. Das werde ich nie vergessen. Nach der allerersten Lehrprobe, die ich hatte, hat der vielleicht 50 Mal gesagt, also Sie in Ihrer Situation sollten... Ja, die Situation, an der konnte ich nichts ändern. Und da dachte ich, na, das kann was werden. Aber ich habe dann erfahren, dass das ein problematischer Mensch war, der nicht nur mit Menschen wie mir Probleme hatte. Er konnte zum Beispiel überhaupt nicht verstehen, wie man Lehrer werden konnte, wenn man Kinder hat.

Wie haben Sie sich im Vergleich zu anderen Kolleg*innen wahrgenommen, insbesondere mit ihrer körperlichen Konstitution?

Meine gute Konstitution hat geholfen. Außer dieser Polio und ihren Folgeerscheinungen fehlt mir nichts. Ich war die Älteste und hatte manchmal das Gefühl, ich bin eine der Fittesten im Kollegium.

Würden Sie sich heute irgendetwas wünschen entweder für sich oder auch für andere, wenn Sie einen Wunsch offen hätten?

Fördern und Fordern

Ich bin durch meine Erziehung so geprägt worden, dass ich mir selbst auch etwas abverlange. Aus heutiger Sicht würde ich mir wünschen, dass es mehr Menschen möglich ist, auch über ihren eigenen Schatten zu springen und sich selbst etwas abzuverlangen und nicht in Wehleidigkeit zu verfallen. Ich meine, wenn meine Eltern von mir nichts gefordert hätten, und über das Fordern haben sie mich gleichzeitig gefördert, wäre mein Lebensweg so nicht möglich gewesen.

Frau Mischon, ich danke Ihnen sehr für dieses Gespräch und auch für das Vertrauen, das Sie mir entgegengebracht haben. Vielen Dank und alles Gute für Sie.

Das wünsche ich Ihnen auch.